Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 10 | Berlin, Oktober 1927 | 26. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Inhalt: Evangelischer Bund! Von † D. Leuschner. — Altes und Neues. Von Rolffs. — Rom im Völkerstreit. (Schluß.) Von Hr. — Spanisches. Von Hr. — Der Sacco di Roma und der Sacco di Perugia. Von Eckard Warnefried. — Wie Schweden evangelisch wurde. Von Dr. Carl Fey. — Auf Wanderungen zur Donau und Adria. Von Göhling. — Deutsch-protestantische Umschau — Deutsch-protestantische Bücherschau. — Anzeigen.

Die Wartburg

gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes ehrlichen Deutschen,

der die unserem deutschen Volke zugedachte Gegenreformation ernst nehmen und abwehren helfen will,

der sich nicht durch politische Tageserfolge Roms, durch romantische Nebel, durch protestantische Müdigkeit oder Anschlußbedürftigkeit den Blick für die Ueberlegenheit deutschen evangelischen Geistes trüben lassen will,

der über die Fortschritte der evangelischen oder sonstigen (altkatholischen, nationalkirchlichen) Bewegungen, namentlich im Osten, fortlaufend Bescheid wissen will.

Darum:

beziehet die Wartburg und stellt sie als dauernd wertvollen Besitz in Eure Bücherei!

Setzt sie bei den Aeltesten der Kirchengemeinden, bei den Vorständen evangelischer Vereinigungen in Umlauf!

Legt sie in den Lesezimmern solcher Vereinigungen auf!

Macht auf sie in Eurem Bekanntenkreise aufmerksam und gewinnt ihr neue Bezieher!

Evangelischer Bund.

Zur Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach am 6.—10. Oktober geben wir hier ein Stück aus der Ansprache wieder, die Kons.-Rat Leuschner bei der gründenden Versammlung des Evangelischen Bundes am 5. Oktober 1886 in Erfurt gehalten. Die Worte, die an der Wiege des Evangelischen Bundes gesprochen wurden, mögen uns zeigen, wie scharf und klar die Väter des Evangelischen Bundes ihre Aufgabe erfaßten, und uns Heutige mit Genugtuung darüber erfüllen, wie treu der Evangelische Bund seiner Aufgabe geblieben ist.

Es gibt noch eine Solidarität evangelischer Interessen! Wehe uns, wenn man das mit Recht in Frage stellen dürfte oder wenn der Zweifel hieran schon weite Kreise der evangelischen Christenheit beherrschte! Dann wäre unsere Kirche bis ins Herz hinein zerrissen, dann hätte sie ihren Lebensgrund verloren. Aber mit nichten verhält es sich so. Es gibt eine solche Solidarität! Und wenn für kein Gebiet des inneren Ausbaues mehr, dann doch gegenüber den Feinden, welche unsere gemeinsame Existenz bedrohen, den Raubtieren gleich die Mauern und Tore der Gottesstadt umschleichen und das Fundament, auf welchem wir alle stehen, zu unterwühlen sich anschicken. Bei diesen Feinden hat, wie Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg sagte, der Lutheraner vor dem Reformierten, und wie wir an unserem Teile hinzusetzen dürfen, der eine wie der andere vor dem Unierten, nicht minder aber der evangelisch Konservative vor dem liberaler Denkenden nur eins voraus — „zuletzt gefressen zu werden“.

Wahrlich, es handelt sich um Sein oder Nichtsein des deutschen Protestantismus, und wenn das zuviel gesagt erschiene, doch um Unterbindung seiner Heils- und Segenskräfte auf unabsehbare Zeiten hinaus, in dem einen wie dem anderen Falle aber um eine unermeßliche Gefahr für unser Volk. Wir stehen in sehr ernster, entscheidender Stunde! Wie sollte sie uns nicht zusammenrufen? Wie uns nicht das Herz gegeneinander brechen, daß wir uns endlich zu gemeinsamem Kampf, zu vereinter Abwehr brüderliche Hände reichen?

Freilich dies wäre dennoch unmöglich, ja, wie heiß auch ersehnt, doch aussichtslos, wenn wirklich keinerlei innerliches Band mehr die nur zu lange Geschiedenen verknüpfte. Gottlob! es fehlt an einem solchen nicht. Alle rufen wir, welche ein Herz für unsere Kirche haben. Wer unter uns hätte es nicht? Könnte jemand noch so arge Gedanken hegen, der prüfe sich selbst und lerne die anderen besser erkennen! Wie wären sie denn gekommen, wenn ihnen das Herz für das Wohl und Weh unserer Kirche nicht schlüge? — Und alle rufen wir, welche „von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß allein die Treue gegen das Evangelium das deutsche Volk fähig machen kann, seinen weltgeschichtlichen Beruf zu erfüllen“. Wie hoch heißt das vom Evangelium denken, wenn man jegliches, was sonst dem Menschen hoch und heilig ist, das Herrlichste selbst, des Volkes Bestehen, Ehre und Größe von dieser Treue abhängig, an diese Treue gebunden sein läßt.

10 OCT. 27
PR. STAATS... KIRCHE

(IV. 52)

Altes und Neues.

In der Turmstube zu Wittenberg 1512

Bin ich aus schwerem, wirrem Traum erwacht?
Durch meine Seele glänzt's wie Morgenhelle.
Noch nie geschauten Lichtes Silberwelle
verdrängte die gespensterbange Nacht.

Ein tiefer Trunk aus deiner Wunderquelle,
mein Gott, hat meine Augen hell gemacht,
zu schaun der Wahrheit Gold im dunklen Schacht
der Heilgen Schrift. Klar wird mir Stell' auf Stelle.

Du heißt gerecht, um die gerecht zu sprechen,
die um die eignen Sünden tragen Leid,
die hungern, dürsten nach Gerechtigkeit.

Du willst die Schuld vergeben, nicht sie rächen,
der Glaube ist's, der vom Gericht befreit.
Hell ward die Ewigkeit mir, hell die Zeit.

Aus der Heimat der Seele Ernst Rolffs.
S. 44.

Rom im Völkerstreit. (Schluß)*)

Die besonderen Fragen, auf die sich Mussolinis Aufmerksamkeit richtet, sind die Kirchenfrage in Syrien, die zwischen Frankreich und dem Vatikan böses Blut macht, und die der slawischen Liturgie in den katholischen Kirchen Südslawiens. In diesen beiden Fragen hofft Mussolini einen Erfolg durch sein Eingreifen. Die Mitteilung der „Westminster Gazette" schließt:

„Dieses Jahr ist Mussolinis „napoleonisches Jahr". Das neue italienische Reich wird proklamiert werden, bevor es zu Ende ist. Die Lösung der römischen Frage mag später kommen, aber sie wird ganz gewiß kommen. Aber das ist nicht alles. Die italienischen Offiziere tragen an ihren Armbanduhren eine Miniaturkarte des „imperialistischen Italiens", die Nizza und Malta als italienische Besitzungen zeigt. Das Regierungsblatt „Impero" erklärt, Frankreich müsse einige seiner Kolonien an Italien abtreten oder Italien werde sie sich nehmen. Es wäre verfehlt, solche Dinge ernst zu nehmen; sie zeigen aber die geistige Verfassung, die heute in Italien ermutigt wird. Mussolini verbreitet eifrigst die Legende von Italiens „Unbesiegbarkeit". Er ist zu klug, die Dinge auf die Probe des Schwertes zu stellen, wenn er, was er will, auch auf andere Weise erhalten kann."

„Das bedeutet aber nicht" meint das englische Blatt, „daß er das Schwert nicht ziehen wird, wenn es nötig ist. Mussolinis napoleonisches Jahr hat nur gerade angefangen".

Die allzu ausschweifenden Prophezeiungen des englischen Blattes sind nun allerdings nicht eingetreten. Aber die Tatsache bleibt bestehen: Mussolini strebt ein Imperium italicum an, in dem dem Papst eine hohe, ehrenvolle Stellung eingeräumt sein soll. Man kann es aber verstehen, wenn der Papst Bedenken hat, über diese Brücke zu gehen. Er soll doch wohl auf der neuen Staatsgaleere mehr Galionsfigur als Steuermann oder gar Kapitän sein. Auch das vatikanische Rom ist „imperialistisch" und sein Reich ist wahrlich sehr von dieser Welt. Aber das Papsttum hat sich schon im heiligen römischen Reich teutscher Nation mit der zweiten Stelle, die es zunächst innehatte, nicht auf die Dauer begnügen können. Auch ist es wohl möglich, daß man im Vatikan über die wirklichen Aussichten und Möglichkeiten des italienischen Imperialismus (den wir im übrigen durchaus ernst nehmen) weniger überschwänglich denkt als in der Umgebung des Duce.

Es bleibt aber noch eine Gefahr, die man im Vatikan kaum übersehen wird. Je enger die Freundschaft mit Italien, beruhend auf der beiderseitigen italianità, sich gestaltet, um so größer wird die Gefahr, daß man sich den Katholizismus der nichtitalienischen Völker entfremdet. Selbst ganz geduldige Deutsche haben sich im Weltkrieg gefragt, wo es denn eigentlich geschrieben stehe, daß der Papst immer ein Italiener sein müsse. Auch jetzt finden sich noch lange nicht alle nichtitalienischen Katholiken so rasch mit der Frage ab wie der Verfasser eines Aufsatzes „Die kirchlichen Vorrechte Italiens" in der Danziger Landeszeitung (159), der da meint: „Die Frage, warum der Papst selbst in der neuen Zeit stets ein Italiener sei, schaltet sich eigentlich selbst aus(!). Das geschieht schon aus Ehrfurcht vor dem Papsttum(!), dann aber auch deshalb, weil es für einen Katholiken unzweifelhafte Tatsache ist, daß die Kirche kein demokratisches Gebilde darstellt". (Gelegentlich liest man allerdings auch, die katholische Kirche sei die demokratischeste Einrichtung in der Welt!) „Als Monarch in ihr gilt eben der Bischof von Rom. Und das ist eigentlich ebenso natürlich, daß der Bischof von Rom ein Italiener ist als wie, daß der Bischof von Paris ein Franzose, der Bischof von Eichstädt ein Deutscher ist." Nach dieser Logik, die an der Tatsache, daß es einstens nichtitalienische Päpste gegeben hat, stillschweigend vorübergeht, wären die nichtitalienischen Katholiken also für die Dauer dazu verurteilt, unter geistlicher Fremdherrschaft zu leben. Auch die Kardinäle sind jederzeit in ihrer Mehrheit Italiener. Derzeit z. B. 39 von 65; das Verhältnis bewegt sich fortlaufend ungefähr um diese Zahlen; an dem unitalienischen Rest haben die anderen Romanen (Franzosen, Belgier, Spanier, Portugiesen, Latein-Amerikaner) wiederum die Mehrheit, während z. B. die deutschen Katholiken derzeit nur mit 2 Kardinälen vertreten sind. Italiener sind auch mit verschwindenden Ausnahmen die päpstlichen Diplomaten. Die römische „Corrispondenza" (14. Juni 1927) rühmt, was das doch für Italien einen Gewinn bedeute, und was für einen wertvollen Vorteil der hl. Stuhl damit dem Italienertum biete. Wenn die päpstlichen Diplomaten auch keine Politik im Sinne Italiens machen könnten, so verhindern sie wenigstens durch ihre Gegenwart, daß eine Politik gegen Italien geführt werde. Wenn z. B. auch einmal ein Nichtitaliener, wie z. B. einst Frühwirth, zum Nuntius ernannt worden sei, so habe der wenigstens durch langen Aufenthalt in Italien sich die Achtung und das Wohlwollen der Italiener erworben. Im Zusammenhang damit tritt die „Corrispondenza" für die dauernde Erhaltung dieses Zustandes ein — sehr zum Mißbehagen der Köln. Volkszeitung (486), die sich gedacht haben mag: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Die Köln. Volkszeitung meint, es könne sich als zweckmäßig erweisen, daß der Vatikan „z. B. in die Länder des Ostens oder nach Amerika" auch einmal einen päpstlichen Diplomaten entsenden, der kein Italiener sei. Im allgemeinen aber sollen die Katholiken der verschiedenen Länder den bestehenden Zustand „ruhig und neidlos" hinnehmen, die römisch-katholische Kirche ist eben eine romanische Einrichtung. Daß die katholischen Slawen geistig eigentlich Romanen seien, war vor kurzem irgendwo zu lesen. „Ich weiß nicht, ob man schon bemerkt hat, wie eigentümlich genau die heutige Grenze der römischen Universalkirche mit der früher bezeichneten Grenze des römischen Imperiums zusammenfällt, also mit der Grenze der chaotischen Bastardierung?" fragt H. St. Chamberlain (Grundlagen I, 319) und fügt hinzu, daß reine Slawen niemals die römische Kirche angenommen hätten.

Rom ist selbst ein Imperium; die römische Kirche ist das durch das Evangelium geweihte alte römische Reich. Als Gregor der 7. — Harnack (Das Wesen des Christentums S. 157 f.) hat darauf aufmerksam gemacht — in den Kampf mit dem Kaisertum trat, feuerte ihn ein italienischer Prälat also an:

*) Bei Schluß unserer letzten Folge mußte leider dieser Aufsatz, da noch dringender Stoff einzuschieben war, an ungeeigneter Stelle unterbrochen werden. Unsere Leser werden gebeten, den Zusammenhang nochmals nachzulesen.

Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand!
Brich die Macht und den Ungestüm
der Barbaren; das alte Joch
laß sie tragen für immerdar!

Sieh, wie groß die Gewalt des Banns!
Was mit Strömen von Kriegerblut
einstmals Marius Heldenmut
und des Julius Kraft erreicht,
wirkst du jetzt durch ein leises Wort.

Rom, von neuem durch dich erhöht,
bringt dir schuldigen Dank; es bot
nicht den Siegen des Scipio,
keiner Tat der Quiriten je
wohlverdienteren Kranz als dir!

„Wer wird hier angeredet, ein Bischof oder ein Cäsar? Ich denke, ein Cäsar, oder vielmehr ein priesterlicher Cäsar; so wurde es empfunden, und so wird es noch heute empfunden (Harnack u. a. O.).

Hier liegt die Tragik der katholischen Kirche, daß sie sich ihrem eigenen Volkstum, das unterdessen seiner völkischen Besonderheit und Berechtigung voll bewußt worden ist, nicht allzu enge annähern kann und nicht annähern darf, ohne von den Wegen ihrer Geschichte abzubiegen. Das ist der Kern der „römischen Frage".

Der Vatikan kann seinen Gläubigen in seinem eigenen Heimatlande nicht gestatten, daß sie mit ungeteiltem Herzen Bürger ihres irdischen Vaterlandes sind. Er betont das immer wieder von Zeit zu Zeit aufs Feierlichste. Erst die jüngstvergangenen Tage haben wieder eine neue derartige Kundgebung gebracht. Er kann nicht; selbst einem Staatsmann gegenüber, der den religiösen Ansprüchen, die irgendwie von kirchlicher Seite an den Staat gestellt werden können, in so weitgehendem Maße entgegenkommt wie Mussolini; selbst nicht, wenn dieser Staatsmann den ganzen Apparat seiner Presse — und eine andere kennt das heutige Italien fast nicht mehr — unaufhörlich gegen den unitalischen Protestantismus ins Feld führt. Es ist für den Vatikan ein Gebot der Selbsterhaltung, daß er nicht das wird, als was er Mussolini und den Seinigen, als was er allen nationalen Italienern erscheint: eine italienische Einrichtung.

Andererseits ist durch seinen Sitz in Rom, durch den Verlauf einer jahrhundertelangen Geschichte, das Papsttum und sein Hofstaat so italienisch geworden, sind alle wichtigen Kirchenämter, die päpstlichen Kongregationen, die päpstliche Diplomatie usw. derart veritalienert, daß wieder das Nationalgefühl in den anderen Völkern dadurch in ungünstigem Sinne beeinflußt werden muß. Nicht, als ob der nationale Geist sich nicht von Zeit zu Zeit aufbäumte. Die Franzosen z. B. haben ihren Katholizismus recht national ausgestaltet und finden bei diesem Bestreben in Rom volles Verständnis; polnischer Katholizismus ist sogar überhitzt nationalistisch; wo nationale und kirchliche Belange sich überkreuzen, wie z. B. in der Unionsfrage, lassen sich auch polnische Priester zum Schaden ihrer Kirche von den völkischen Zielen leiten und bestimmen. Auch auf dem Boden desjenigen Volkes, dessen Nationalgefühl am schwächsten ausgeprägt ist, des deutschen, stößt das Ansinnen, sich in den höchsten und tiefsten Fragen, im innersten Heiligtum der Seele immer wieder nur von Fremden leiten und beherrschen zu lassen, doch auch immer von Zeit zu Zeit auf Widerspruch. Von Walther von der Vogelweide mit seinen zornigen Liedern wider die welschen Pfaffen und ihren Hohn auf die dummen Deutschen über Ulrich von Hutten bis zur österreichischen Los-von-Rom-Bewegung ist dieser Widerstand nie verstummt; zu Kaiser Josefs des 2. Zeiten dachten sogar die deutschen Bischöfe zeitweise daran, die deutsche katholische Kirche selbständig zu machen. Aber bei der großen Masse der Priester und der Völker wirkt der Umstand, daß eigentlich die höchste Autorität auf Erden irgendwo in der Fremde thront, sich doch in dem Sinne aus, daß starke Betonung des völkischen Gefühls zur Unmöglichkeit wird. Die Losung: „Nationalismus ist Häresie" hat man den deutschen Katholiken in den letzten Jahren dutzendfach gepredigt. Mögen auch in der fast zu einer kleinen Bibliothek angewachsenen Reihe von Auseinandersetzungen über das Thema: „Katholizismus und Nationalismus" schöne und erfreuliche Worte über die Liebe zu Volk und Vaterland gelegentlich zur Geltung gekommen sein; die letzte Antwort auf die entscheidende Frage nach den Grenzen eines erlaubten Nationalgefühls lautete schließlich doch, aus der Verbrämung durch unklare Redensarten herausgelöst: diese Grenzen liegen da, wo die Kirche sie festsetzt.

So kann der Katholik in Wahrheit in vielen Dingen nicht dem Kaiser — lies: dem Vaterlande geben, was des Vaterlandes ist, und Gott, was Gottes ist; denn er muß dem Papste geben, was des Volkes und des Vaterlandes ist.

Hr.

Spanisches.

Das Dogma überwindet die Geschichte. Wer das nicht glaubt, kommt in Spanien ins Gefängnis.

Die hier mitgeteilten Tatsachen entnehmen wir dem in Lausanne erscheinenden „Semeur Vaudois" (33), der sie wiederum von einer an der Sache unmittelbar beteiligten Persönlichkeit erhalten zu haben erklärt.

Eine Frau und Hausmutter besuchte evangelische Gottesdienste. Dort hörte sie, daß von den (leiblichen) Brüdern und Schwestern Jesu geredet wurde. Sie fragte eine Protestantin, die ihr die einschlägigen Stellen im Evangelium zeigte: Matthäus 12, 47; 13, 55 f., Markus 3, 32; Lukas 8, 20. Sie sprach davon weiter, und der Fall wurde dem Priester gemeldet. Der begab sich mit zwei Zeugen zu der Frau, um sie zu verhören, ob sie tatsächlich gesagt habe, daß Jesus Brüder und Schwestern gehabt habe. Die Frau erschrak, hatte aber doch Geistesgegenwart genug zu erwidern: das sage nicht ich; das sagt der hl. Matthäus und der hl. Lukas.

Die Folge war, daß die Frau unter Anklage gestellt und wegen Verbrechens gegen die Religion zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Der evangelische Pfarrer und seine Gemeinde befaßten sich mit der Angelegenheit, und es wurde Berufung eingelegt, über die der Gerichtshof zu Madrid zu befinden hatte. Ergebnis: das erste Urteil wurde bestätigt. Der Staatsanwalt tat dabei den ungeheuerlichen Ausspruch: „Diese Behauptung (daß Jesus leibliche Geschwister gehabt habe) ist schlimmer als Gotteslästerung, denn sie verletzt das Dogma der Staatskirche."

Tatsächlich, so bemerkt dazu das genannte Schweizer Blatt, kann man auf der Straße die schwersten Lästerungen gegen Christus oder gegen die Hostie hören. Man kommt dann anscheinend, wenn überhaupt Klage erhoben wird, mit 14 Tagen Haft davon. Aber die unbefleckte Empfängnis oder die beständige Jungfrauschaft der Maria, katholische Dogmen, die den Evangelien widersprechen, anzuzweifeln — das ist ein viel schwereres Verbrechen. So unglaublich das im 20. Jahrhundert scheinen mag: die Frau, die das gefährliche Wort gesprochen, sitzt im Kerker und verbüßt ihre Strafe. Und das, weil sie gesagt hat, was in der Bibel steht und was keine noch so verzweifelte Erklärungskunst daraus hinwegdisputieren kann. Wenn sich die römische Kirche ihrem Dogma zuliebe gewaltsam der Wahrheit verschließt, so mag sie das mit ihren Gläubigen ausmachen. Wenn aber ein staatliches Gericht sich auf einen derartigen Standpunkt stellt; wenn eine solche Aeußerung, die mindestens von liebevoller Vertiefung in die Evangelien und von wachsendem Eifer zeugt, für die Person des Erlösers Verständnis zu gewinnen, schärfer geahndet wird als die Gotteslästerung eines Verkommenen, wenn sie mit zwei Jahren Zuchthaus geahndet wird — ja, da sieht man auf den Kalender, ob wir denn wirklich 1927 schreiben oder etwa 1427. Wenn jetzt in Spanien die Frage lebhaft erörtert wird, ob denn wirklich jedes römische Dogma, mag es auch der Hl. Schrift noch so offenkundig ins Gesicht schlagen, durch Kerkerstrafen vor Anzweifelung geschützt sein soll, ob wirklich die Zeiten der spanischen Inquisition wiederkehren dürfen, so werden die priesterlichen Hintermänner der spanischen Justiz selbst den Schaden davon haben.

Hr.

Der Sacco di Roma und der Sacco di Perugia.

Der Sacco di Roma, dessen wir in unserer fünften Folge gedachten, ist auch in Rom gefeiert worden. Römer oder römisch fühlende Deutsche (wie z. B. Georg Mönius, Italienische Reise S. 258) können dieses Tages nicht ohne Weinen gedenken. Daß die alte Wölfin Rom auch einmal ernten mußte, was sie tausendfach gesät hatte, sie, deren Spuren durch die Trümmerstätten von Karthago, Korinth, Jerusalem und ungezählten anderen Städten bezeichnet waren, daß sie, wie schon in den Völkerwanderungszeiten, so auch 1527 noch verhältnismäßig glimpflich weggekommen ist — das spielt keine Rolle. Wie der Franzose 1870 aufschrie, als Paris der Mittelpunkt der Welt, behandelt wurde wie eben eine belagerte Festung sonst in der Welt, so kann es der Römer — Römer von Geburt oder Wahlrömer — einfach nicht verstehen, wenn das heilige Rom, das ewige Rom als Hauptstadt und Feste eines kriegführenden Papstes auch einmal dasjenige Schicksal erleidet, das nach den wilden Sitten der Zeiten Kriegslos war. Rom ist immer noch glimpflicher weggekommen als — wir wollen von Magdeburg schweigen, um nicht weise Belehrungen zu erhalten, daß über die Schuldfrage im Falle Magdeburg noch nichts Sicheres feststeht —, aber als Hunderte, Tausende von deutschen Städten und Dörfern, die in dem von den Jesuiten angefachten, geschürten und verlängerten Dreißigjährigen Krieg in Flammen loderten, als die zahllosen Städte, Dörfer, Burgen, Klöster, die der allerchristlichste König von Frankreich auf deutschem Boden niederbrennen ließ. Aber Rom! Wie kann man Rom mit demselben Maße messen wie andere Städte!

Wie wir evangelischen Blättern Italiens entnehmen, hat die italienische und namentlich die stadtrömische Presse mit rührender Einmütigkeit wie auf ein Stichwort die Schuldfrage an den Greueln des Jahres 1527 auf das konfessionelle Geleise geschoben. Die „lutherischen Arkebusiere", die „lutherischen Ketzer", das tollwütige „lutherische Heer", die „lutherische Soldateska", die „Horden Martin Luthers". Das Waldenserblatt La Luce hat sich das Verdienst erworben, diese gehässige Geschichtsfälschung gleich an ihrer Ursprungsstelle zu bekämpfen.

Es steht erstens fest, daß von den 30 000 Mann des kaiserlichen Heeres nur 12 000 Mann Deutsche waren. Der Rest setzte sich zusammen aus Spaniern und Italienern, und einer aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzten leichten Reiterei. Tatsache ist, daß die Spanier und Italiener die Deutschen an Habsucht und Grausamkeit weit übertrafen. Der zeitgenössische, in päpstlichen Diensten stehende Geschichtsschreiber Luigi Guicciardini schreibt: „Ich muß Dinge aussprechen, die Vielen unglaublich erscheinen werden: daß die lutherische deutsche Nation sich von viel freudlicherer, umgänglicherer und weniger räuberischer Art erwiesen hat als die spanische und die italienische Nation." Der Kardinal di Como erzählt, daß die Spanier usw. von ihren eigenen Landsleuten ausgeplündert und zur Erpressung eines Lösegeldes gefangen gehalten wurden und von ihnen viel grausamer behandelt wurden als die anderen. Georg Mönius (a. a. O.) weiß das. Trotzdem sein Seufzer: „Wie mußten die Landsknechte, meist Lutheraner, gegen die Stadt des Papstes wüten! Geimpft vom Koller Luthers, mußten sie dessen literarischen Feldzug landsknechthaft, als Soldaten und brav, führen . . . . Zu Ehren des deutschen Namens möchte man sagen, daß die Deutschen ohne Aufhebung der sittlichen und religiösen Hemmung nicht mit den Blutspaniern in Wettbewerb getreten wären." Also die katholischen Spanier folgen anscheinend nur ihrer südlichen Blutnatur, die Deutschen, die es tatsächlich weniger arg getrieben, plündern und morden, weil sie durch Luther ihre sittlichen und religiösen Hemmungen verloren haben. Warum wirkten wohl diese Hemmungen bei Italienern und Spaniern nicht?

Zweitens: Die „lutherischen Landsknechte" — gab es denn 1527 schon lutherische Kirchen? Und wo gab es sie? Kursachsen, Hessen, ein paar Reichsstädte waren gerade daran oder kaum fertig, eine noch mit allen Zeichen des Vorläufigen behaftete kirchliche Neuordnung aufzubauen. Die Truppen des katholischen Kaisers Karl des 5. stammten aber aus Franken, Schwaben, Bayern und Tirol — aus katholischen Gebieten. Auch werden diese Landsknechte, die vielleicht zum großen Teil schon seit vielen Jahren hinter dem Kalbfell dreinliefen, sich kaum mit der Erörterung religiöser Probleme viel befaßt haben. Ja, die Landsknechte haben vor dem Lateran Luther zum Papst ausgerufen. Das beweist zunächst einmal, daß sie gegen den Papst einen fürchterlichen Zorn im Herzen trugen; ohne Temperament, ohne „Haß" zieht kein Soldat ins Feld. Es beweist weiter, daß sie, wie wohl damals fast das ganze Deutschland, allerlei Sympathie für Luther und die Reformation hatten. Aber darum waren sie so wenig „lutherisch", wie z. B. ihr Führer Georg Frundsberg, von dem Mönius zu erzählen weiß, daß er die Schnüre für die Hälse der Kardinäle an seinem Gürtel getragen haben „soll" — anderwärts wird berichtet, daß er unterwegs geäußert habe, er wolle den Papst henken; man darf gewiß nicht jedes Wort, das ein rauher Kriegsmann am Lagerfeuer spricht, so ganz buchstäblich nehmen. Auch wenn Frundsberg jenes in allen älteren Lutherbüchlein auftauchende, aber wohl sicher ungeschichtliche Wort freundlicher Begrüßung („Mönchlein, Mönchlein usw.") wirklich gesprochen hätte, so wäre es weiter nicht mehr als ein Ausdruck der Achtung, die ein Tapferer für den Tapferen empfindet. Frundsberg, der auf dem Marsch nach Rom vor Aufregung über eine Landsknechtsrevolte vom Schlag gerührt wurde, starb 1528 als katholischer Christ.

Aber wenn man sich in Rom gar nicht lassen kann vor Schmerz über den Sacco di Roma, so sei einmal auch etwas erzählt über den Sacco di Perugia. Diese Geschichte spielt nicht im wilden Zeitalter der Renaissance, sondern im Zeitalter der Humanität, im 19. Jahrhundert. Auch hier wird eine katholische Stadt, eine Stadt des Kirchenstaates, im Sturm genommen — keine Heldentat, sie wurde nur von einer Handvoll waffenunkundiger Zivilisten verteidigt — und hernach unter Gräueln aller Art ausgeplündert. Die Stadt Perugia, der dieses Schicksal am 20. Juni 1859 widerfuhr, war der Sitz des Kardinalerzbischofs Pecci, der nachmals als Papst Leo der 13. den päpstlichen Stuhl bestieg. Kardinal Pecci hatte die Freiwilligen aus Umbrien, Toskana, der Romagna und den Marken, die sich zum italienischen Freiheitskrieg (gegen Oesterreich) unter die Fahnen Viktor Emanuels stellten, auf der Domtreppe gesegnet und ihre Banner geweiht. Als aber die Bewegung weitergriff, als eine Abordnung der Bürgerschaft den päpstlichen Delegaten ersuchte, die päpstlichen Heere gegen Oesterreich zu führen. Darauf wurde gegen die verruchten Rebellen ein Regiment päpstlicher Truppen geschickt, die mit einem Verlust von fünf Mann die Stadt erstürmten und, gemäß der ihnen erteilten Erlaubnis, 13 Stunden lang sengten, raubten, mordeten und schändeten. Die päpstlichen Schlüsselsoldaten verschonten auch Kirchen, Pfarrhöfe, geistliche Anstalten durchaus nicht, sie raubten die Kirchen aus, schändeten Nonnen und ihre Pflegekinder, zerstörten mit viehischer Wut Kruzifixe, Madonnenstatuen und Heiligenbilder. Unter den etwa 120 Todesopfern befanden sich drei Säuglinge und mehrere Kinder unter 6 Jahren. Die Opfer wurden ohne Sang und Klang verscharrt. Die 5 gefallenen Helden aber und 3 ihrer Waffenbrüder, die beim Raufen um die Beute von ihren eigenen Raubgesellen gemordet worden waren, erhielten ein feierliches Traueramt, und Kardinal Pecci ließ auf ihren Katafalk schreiben: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben; „Worte, die in diesem Zusammenhang gebraucht, die verruchteste Gotteslästerung vorstellen, welche jemals verübt worden ist" — so urteilte der Universitätsprofessor Bertolini von Bologna.

Was 1527 in Rom geschah, das geschah aus dem Geiste einer wilden Zeit; was 1859 in Perugia verübt wurde, geschah im 19. Jahrhundert, und drei Jahre nach der völkerrechtlichen Pariser Konferenz von 1856. Die Taten der Söldner des katholischen Kaisers wurden allenthalben beklagt und mißbilligt; u. a. von Luther. Die Räuber, Mordbrenner und Nonnenschänder von Perugia wurden von einem Erzbischof und nachmaligen Papste belobt, geehrt und belohnt.

Das ist das Lehrreiche bei der Gegenüberstellung des Sacco di Roma und des Sacco di Perugia.

Eckard Warnefried.

Wie Schweden evangelisch wurde.

Unter den evangelischen Ländern unseres Erdteils steht uns Schweden am nächsten, zumal es das, was es Luther verdankt, uns durch Gustav Adolf und bis auf den heutigen Tag reichlich vergolten hat. Dabei ist die Entwicklung der schwedischen Reformation eine ganz eigenartige. Dies wird uns ganz besonders zum Bewußtsein gebracht durch den Kirchengeschichtsprofessor Dr. Hjalmar Holmquist in Lund, dessen Werk „Die schwedische Reformation 1523 bis 1531" der „Verein für Reformationsgeschichte" mit Recht als Nr. 139 unter seine Vereinsschriften aufgenommen hat. (Leipzig, M. Heinsius Nf. 1925. 3,50 RM.)

Schweden hat unter allen Ländern Europas am ersten und schnellsten die Trennung von Rom vollzogen, weil staatliche Befreiung von Dänemark und Norwegen mit dem Verlangen nach Unabhängigkeit vom Papsttum zusammenfiel. In unbegreiflicher Verblendung machte Papst Clemens der 7. mit den Feinden der staatlichen Selbständigkeit Schwedens gemeinsame Sache und überhörte das Verlangen nach einheimischen Bischöfen. Der eigentliche Reformator Schwedens — ward Olaus Petri (1493 bis 1527), ein Mann vom Geiste des Erasmus und Luthers, voll Liebe zur Heiligen Schrift und im Besitze der Gabe volkstümlicher Ausdrucksweise. Sein Mitarbeiter ward sein Schüler Laurentius Andreae, der dann mit ihm und dem König Gustav Wasa das Kleeblatt bildete, das den Gang der schwedischen Reformation bestimmt hat. Freilich überragen bei dem König mehr staatliche und wirtschaftliche Gesichtspunkte als religiöse. Ihm kam es darauf an, der Kirche ihre Machtstellung zu nehmen und sich ihre Güter zunutze zu machen. Schon im Februar 1524 hat Andreae folgende Grundsätze aufgestellt: „Die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen; weil nun die Kirche das Volk ist, ist das Geld der Kirche auch das Geld des Volkes; die Bibel geht allen päpstlichen Satzungen vor und ein Sturz der Priesterherrschaft ist noch kein Bruch mit echtem Katholizismus." Allmählich griff die lutherische Ketzerei immer mehr um sich, aber der König wollte zu einer gewaltsamen Unterdrückung derselben, geschweige zur Einführung der Inquisition, seine Hand nicht bieten. So konnte Olaus Petri in drei Jahren durch seine Predigten die bisher streng katholische Bevölkerung von Stockholm evangelisch machen. Er trat auch in den Ehestand und sein König verteidigte diesen Schritt mit den Worten: „Ich muß mich nach meinem geringen Verstand wundern, daß katholische Personen die Ehe, die doch Gott nicht verboten hat, meiden sollen, während sie Hurerei und andere von Gott verbotene Schändlichkeiten nicht zu meiden brauchen." Diese Berufung auf Gottes Wort führte Olaus Petri zu dem Entschluß, nicht bloß die Bibel in seine Muttersprache zu übersetzen, sondern durch zahlreiche Erbauungsschriften ihr Verständnis und die neue Regelung des christlichen Lebens zu fördern. Uebrigens fand die Reformation auch in Finnland Eingang, wo sie sich ohne jede Reibung vollzog und zu einer Volksmission wurde, da das von der katholischen Kirche vertretene Christentum überhaupt noch nicht in die Volksseele eingedrungen war. Für die schwedische Reformation ward entscheidend der Reichstag zu Västerås 1527, wo der König einen völligen Sieg über die Anhänger des Alten davontrug. Nun durfte Gottes Wort im ganzen Reiche rein gepredigt werden, der priesterlichen Erbschleicherei wurde ein Riegel vorgeschoben, die Kirche verlor ihre Stellung als Staat im Staate in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung, die Predigt wurde im Gottesdienst in den Vordergrund gestellt. Vor allem erscheint jetzt eine mit dem Reich zusammenfallende Volkskirche, welche in wichtigen Dingen dem König unterstellt wurde, der auch allen Bestrebungen zur Wiederherstellung des früheren Wesens entschieden entgegentrat. Schließlich wurde Olaus Petri ohne Genehmigung des Papstes Erzbischof und traute als solcher dann den König, und nun war eine Rückkehr nach Rom unmöglich. Nicht lange mehr dauerte es und das Volk war in seinem Herzen nicht mehr katholisch.

Im Laufe der Jahrhunderte ist es dann gut evangelisch geworden. Trotz aller Prahlereien des Kardinals van Rossum gilt doch das Wort, das sich der tiefer blickende Jesuit Baumgartner entschlüpfen ließ: „Der Norweger wie der Nordländer überhaupt hat lange kein so lebhaftes Bedürfnis nach äußerem Kultus, als man es bei den Völkern des Südens findet. Unter dem Einfluß anerzogenen Vorurteils scheuen sie den Katholizismus als etwas Kompliziertes, Künstliches, ihrem Sinne völlig Fremdes." Dr. Carl Fey.

Auf Wanderwegen zur Donau und Adria.
Wartburggildenfahrt in die Evangelische Diaspora.

Nach monatelangen Vorbereitungen lautet die letzte Nachricht aus Wien: „Wir haben alles gerichtet und erwarten Sie mit Ihrer Gilde zu einer Rundreise von Hallein über Ischl, Wels, Linz, Gallneukirchen, Steyr, St. Pölten, Wien, Klosterneuburg, Wiener-Neustadt, Graz, Leoben, Klagenfurt und Villach, von dort führt Sie Ihr Weg nach Triest und Venedig und über den Heimweg nach Insbruck."

So also sieht unsere Marschroute aus! Was unsere Wartburggilde will, habe ich den Gemeinden im voraus durch Drucksachen usw. auseinanderzusetzen versucht, aber erst unsere Abendfeiern konnten den eigentlichen Sinn unserer Fahrt deutlich machen und zum Erlebnis werden lassen.

Unsere Gilde ist eine kleine Schar von Pfarrern und Künstlern, die sich zur Aufgabe setzt, in künstlerisch abgerundeten Feiern durch Musik, Wort und Lichtbild von deutscher evangelischer Art zu zeugen. Kirchenkonzerte sind wohl in jeder Gemeinde bekannt und üblich, ebenso Vortragsabende und Lichtbildvorführungen. Ihre Gestaltung hängt meist von den im Ort zur Verfügung stehenden Rednern und Musikern ab, oder man ladet einen Sprecher von auswärts ein und umrahmt seine Darbietungen in mehr oder minder gelungener Weise durch Eingangswort, gemeinsames Lied, Soli und Chorgesang. Die Wartburggilde nun bringt Redner und Musiker mit. Gewöhnlich gehen drei bis vier auf Fahrt: der Sprecher und der Sänger, Organist und Geiger (oder Flötist). Sie sind durch jahrelange Uebung ganz aufeinander in ihrer Kunst eingestellt und „wickeln kein Programm ab", sondern bringen Feierstunden unter einem einheitlichen Gesichtspunkt, etwa unter dem Leitgedanken: „Jesu meine Freude."

Wo immer wir bisher hingekommen sind, ob nach Westfalen oder in das besetzte Gebiet an Ruhr oder Rhein und seine Nebentäler, ob in die Grenzmark oder nach Ostpreußen, ob nach Thüringen, Oesterreich oder Oberitalien, überall wurden wir herzlich willkommen geheißen.

Nun sollte es in das frühlingsprangende Oesterreich hineingehen! Mit welcher Freude trafen sich die Gildenbrüder aus Pommern, Hessen, der Mark und dem Rheinland in Salzburg zu gemeinsamer Fahrt, die in der alten Stadt Hallein ihren Anfang nahm. In einer Holzkirche, wo noch vor wenigen Jahren die griechisch-orthodoxen Kriegsgefangenen ihre Andachten hinter dem Stacheldraht hielten, saß man Kopf an Kopf gedrängt. Es war Wahlsonntag für das neue Parlament, und hier, wie im ganzen Land, waren die Gemüter wohl in Spannung, aber dem Kirchenbesuch tat das keinen Abbruch. Am nächsten Morgen hieß es weiterziehen. Der österreichische Besitzer des Kraftwagens grüßte mich herzlich: Ein alter Zeltgenosse aus der Prisoner of war = Zeit im Lager des englischen Truppenübungsplatzes von Aldershot. Wie klein ist doch die Welt! Dann ging es in herrlicher Fahrt durch das Seengebiet des Salzkammergutes. St. Wolfgang grüßt am Ufer des blinkenden Sees. Ischl, die nächste Station. Im Abendglanz liegt in majestätischer Ruhe der so nahe erscheinende Dachstein. In den Straßen raunt es noch von Erinnerungen vergangener Habsburger Herrlichkeit, da noch der alte Kaiser Franz Josef sich jährlich zur Kur hier einfand. Salz und Sonne heilen, so sagt ein Spruch in der alten Kurhalle: „In sale et in sole consistunt omnia."

Im Salzburger Land, wie im Salzkammergut gibt es im aufsteigenden Gebirge manchen Felsenwinkel, „Predigtstuhl" genannt. Der Halleiner hat in diesem Jahr einen Gedenkstein bekommen. Dort auf den Höhen war es, wo sich die Schar glaubenstreuer Protestanten noch einmal sammelte, im gemeinsamen Gottesdienst zum schweren Gang in die

Fremde sich zu rüsten, um mit dem Blick hinunter in das geliebte Heimattal zu schauen.

In meiner ostpreußischen Schulheimat habe ich so manchen Sonntag als Knabe unter der Kanzel der alten Salzburger Kirche gesessen und mit scheuer Bewunderung den Emigrantenstab angestaunt, der grün umrankt über dem Altar an den harten Winter 1731 erinnerte, wo Erzbischof Firmian 30 000 Ketzer aus ihrer Heimat vertrieb. Die A.-moser und B.-höfer, die mit uns die Schulbank drückten, deuchten uns von einem ganz besonderen Adel abzustammen: Salzburger Protestanten! Für uns Schuljungen war Dorothea trotz allen wissenschaftlichen Erklärungen eine Salzburgerin, die durch ihren Hermann eine neue Heimat in Ostpreußen fand. Und Schönherrs „Glaube und Heimat" hat bei uns, wie gewiß auch bei vielen anderen, mehr zur Wiederlebung alter evangelischer Märtyrergeschichten getan, als mancher langatmige Vortrag oder gelehrte Zeitungsaufsatz.

Wer weiß, daß z. B. Ischl von 1525—1601, also über 75 Jahre evangelisch war? Daß Luthers Lehre wie ein Sturmwind durchs Land fegte und Oesterreich fast evangelischer machte als unsere eigene Heimat? Wer weiß von all der Qual und Not, die die grausame Gegenreformation heraufbeschwor?

In übergewissenhafter Neutralität melden die Handbücher, die dem Touristen zur Verfügung stehen, nur ganz kurz von jener unheilvollen Zeit. Hier wartet der evangelischen Pressearbeit eine dankbare Aufgabe; erwünscht wäre, für jedes ehemalige Kronland ein knapp gefaßtes, lebendig geschriebenes Büchlein*) herauszugeben, das die Geschichte des österreichischen Protestantismus bringt, worin auch kurze, anekdotenhafte Hinweise nicht fehlen dürfen, ferner genaue Angaben über evangelische Kirchen, Gottesdienste und sonstige Gemeindeeinrichtungen. (In Salzburg z. B. hatte uns der Hotelwirt eine falsche Kirchzeit genannt, die uns um die Freude des Gottesdienstbesuches brachte.) Angaben von evangelisch geleiteten Gaststätten und Geschäften, Pensionen und Sommerfrischen im Anhang würden wir Norddeutsche freudig begrüßen. Ich denke z. B. an die Scharen unserer wanderfrohen Lehrerinnen und an Vertreter unseres Mittelstandes, die noch evangelisch und kirchlich genug eingestellt sind, um dankbare Leser solcher Wegweiser zu sein. Die Steiermark wird wohl mit einem solchen Handbüchlein den Anfang machen, findet doch im Herbst die große Gustav-Adolf-Tagung in Graz statt, zu der eine Festschrift mit geschichtlichen Rückblicken und orientierenden Angaben in Vorbereitung ist. In vielen österreichischen Gemeinden ist — beschämend für uns Norddeutsche — der kirchliche Zusammenhang so stark, daß der durchschnittliche Gottesdienstbesuch 25 bis 30 Prozent der gesamten Seelenzahl umfaßt!

Auf dem Weg nach Linz nimmt uns der Zauber des grünen Traunsees gefangen. Unser flinkes Motorboot zieht am gewaltigen Massiv des Traunsteins vorüber, der sich 1200 Meter wie ein Riese der Vorzeit steil über das Seeufer erhebt. Bald taucht Gmunden auf, links Schloß Orth auf einer kleinen Insel in den See hineingebaut; alte Erinnerungen an den Roman Johannes Orths, des verschollenen Erzherzogs Johann Salvator, werden wach. Gmunden: eine kurze, köstliche Stunde unter den schattigen Bäumen der Esplanade mit dem Blick auf die glitzernden Wellen des Sees; auf der Höhe hinter den Parkanlagen versteckt, über dem Traunfluß das herzogliche Schloß, in dem der letzte Cumberländer vor vier Jahren seine Augen schloß.

Auf der Strecke nach Linz steht in der Nähe von Böcklamarkt seit zwei Jahren ein schlichtes Denkmal zu Ehren der 17 Gehängten vom Haushamerfeld. Der Statthalter hatte im Jahre 1625 die wegen Drangsalierung empörten evangelischen Bauern zu feierlicher Beratung zusammengerufen. Im Vertrauen auf sein Wort kamen sie. Ihre Sprecher ließ er aber gefangen nehmen und um ihr Leben würfeln. Grausames Spiel! Je zwei zu zwei. Immer der sollte das Leben verlieren, der die geringere Zahl von Augen würfe. Und bald darauf hingen zum Entsetzen der Dorfbewohner 17 Lutherische in den Zweigen der alten Linde, an dem Glockenseil der Kirchtürme von Frankenburg, Böcklamarkt und Neukirchen. Wanderer, unterbrich für eine Stunde deine Fahrt und lege einen Blumenstrauß der Erinnerung und des Gelübdes, bewußter im Bekennen zu werden, auf die Stufen des Gedenksteines jener Märtyrer!

Der nächste Besuch gilt der Stadt Wels, den meisten Reisenden nur als D-Zug-Station bekannt. Und doch, wie zeigen selbst österreichische Kleinstädte ein so ganz anderes Gesicht, erscheinen behäbiger und erzählen mit ihren stattlichen Renaissance- und Barockgebäuden so viel von vergangenem Glanz, während unsere Kleinstädte, zumal die des Ostens, sich mit ihren dürftigen Ringmauern, kleinen Rathäusern und schmucklosen Häuserzeilen bescheiden und meistens nur von harter Vergangenheit, vom Aufstieg aus der Armut durch mühselige Arbeit zu zeugen wissen! Wels hat seinen Kaiser Josef-Platz, seine Bismarckstraße und seinen Kaiser Wilhelm-Ring noch nicht umgetauft, wo eine Tafel an „Hans Sachs, den Schuhmacher und Poet dazu" erinnert. In der verbauten Burg, nicht weit vom breiten Stadtplatz, starb Maximilian der Erste, der Gönner Dürers.

Die meisten evangelischen Gemeinden im Lande sind arm, da ihnen nicht die Sonne der Mächtigen leuchtete. Keine alten Vermächtnisse helfen über die jetzigen schweren Zeiten hinweg. Die Kirchensteuern und gelegentliche Spenden müssen die Unkosten für ihr kirchliches Gemeinwesen, wie Gotteshaus und Schule, Schwesternstation und Armenpflege aufbringen. In Wels brach die arme Orgel unter den Fugen Bachs fast zusammen. Einer anderen ging es ähnlich auf unserer Fahrt. Der klingende Erfolg des Abends wurde der evangelischen Schulkasse überwiesen, und die kann es brauchen!

Vom Pöstlingberg mit der zweitürmigen Wallfahrtskirche aus dem 18. Jahrhundert sahen wir ins Donautal und auf das Häusermeer der alten Hauptstadt Oberösterreichs hinab. Auch hier in Linz hatte Luthers Lehre festen Fuß gefaßt, und es bedurfte der ganzen Härte gegenreformatorischer Zwangsmaßregeln, um die Ketzerei auszurotten. Selbst die Pest mußte dazu helfen. Der Heiligen Jungfrau gelobte man, das Land katholisch zu machen, wenn sie die Seuche zum Stillstand brächte. In vielen Orten, so auch in Linz, erinnern die Pestsäulen (auch Marien- und Dreifaltigkeitssäulen genannt) an jene Zeit. Im neuen katholischen Dom, von Kölner Meisterhand entworfen und erst vor drei Jahren beendet, sind wir mit großer Liebe umhergeführt worden. Innsbrucker Glasmalerei schmückt die hohen Fenster. Eigenartig wirken darin die modernen Gesichter bekannter Linzer Bürger aus jüngster Vergangenheit.

Die evangelische Kirche, auf Grund früherer Bestimmungen unscheinbar, mit erst später angebautem, bescheidenem Turm, steht etwas abseits der Hauptstraße, flankiert von Pfarrhaus und Schulgebäude. Feierliche Abendstimmung im gutbesetzten Gotteshaus. — Am nächsten Morgen in rascher Fahrt mit einem Kraftwagen nach Gallneukirchen, dem österreichischen Bethel, der Wirkungsstätte des rührigen Leiters, D. Saul; freilich war es kein Mercedeswagen mit behaglicher Limousine, sondern ein derbes Lastauto mit Quersitzen und einer Plane darüber. In der Amtskapelle durften wir von „Jesu, dem Freudenmeister", um mit dem Franckschen Choral zu reden, singen und sagen; einem blinden Kranken, der, trotz seiner körperlichen Schwäche, sonst die Orgel spielt, leuchtet helle Freude aus den erloschenen Augen, als unser Orgelmeister Dvorschaks Lied „An den Wasserflüssen Babylons" begleitet. Zum Dank fuhr uns das Auto nach St. Florian, geheiligt durch Bruckners Orgelkunst und letzte Ruhestätte. Drüben in Gallneukirchen in fast ärmlicher Enge die Stätte der Barmherzigkeit, hier St. Florian, das schloßartige Chorherrenstift, im Glanz des Barocks erbaut, das an Pracht und Ausdehnung mit dem Benediktiner-Stift von Melk a. d. Donau wetteifert.

Steyr: 24 Stunden nur gehörten dem „österreichischen Rothenburg" an der Ems. Evangelische Messerschmiede sind einst in den Jahren der protestantischen Verfolgung von hier nach Solingen ausgewandert. Bis zum Kriegsende war Steyr eines der größten Munitionszentren Oesterreichs. Die großen Werke liegen abseits von der Stadt, die mittelalterliches Gepräge zeigt. Am Bahnhof die stattliche, jetzt viel zu klein gewordene Kirche, die von starker Uebertrittsbewegung, zumal in der Nachkriegszeit, zu berichten weiß. Schwer ringt noch heute die evangelische Kirche um Gleichberecht-

*) Dieser Wunsch wird jetzt erfüllt. Soeben erscheint ein derartiger Führer für Steiermark. Die Schriftl.

gung. Wie hart klingt z. B. an der Marktkirche der Anschlag am schwarzen Brett: „Es ist allen Katholiken unter schwerer Sünde verboten, einen protestantischen Pastor oder altkatholischen Pfarrer zu rufen oder einzuladen, damit er einen Katholiken aussegne, der kein katholisches Begräbnis erhalten kann (Feuerbestattung!). Wer dies dennoch tut, sündigt schwer und zieht sich, wenn er das gegebene Aergernis nicht gut macht, kirchliche Strafen zu und kann sogar exkommuniziert werden."

Leider verkehrten die Donaudampfer trotz herrlichsten Maienwetters noch nicht nach Wien. So blieb uns diesmal das wundervolle Schauspiel einer Fahrt auf dem großen ernsten Strom versagt, der so ähnlich und doch wieder ganz anders als Vater Rhein den Beschauer in seinen Bann zwingt.

Der Zug bringt uns über das gastliche St. Pölten hinaus durch den vielbesungenen Wiener Wald in die Hauptstadt des durch den Friedensschluß so klein gewordenen Oesterreich.

Wien. — Dürfen wir uns denn in der Stadt eines Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert mit unserer Kunst hören lassen? Im Studentenheim fanden wir gastliche Aufnahme. Hier wurde es uns erst klar, in wieviel Splitter unser deutsches Volkstum jenseits der enger gezogenen Landesgrenzen zerschlagen worden ist. Eine ganze Musterkarte der Nachfolgestaaten entrollte sich vor uns, als wir nach der Heimat der einzelnen Studenten fragten. Der erste Abend, an dem wir hier wirkten, fiel auf den Tag der Maifeier, wodurch natürlich der Besuch sehr beeinträchtigt wurde, denn halb Wien schien auf den Beinen zu sein. Für kirchliche Abendstunden im Zentrum der Stadt gab es daher wenig Stimmung. Wir ahnten nicht, daß es kaum zwei Monate später in der alten Donaustadt zu so blutigem Aufruhr kommen sollte! — — Am Nachmittag zum Prater! Wo seid ihr gummibereiften Fiaker, die ihr die grüne Hauptallee entlang sonst eure fröhliche Last bis nach der Freudenau oder bis zum Lusthaus führet, wo sind die stolzen Reiter und Reiterinnen, die auf gepflegten Wegen in Vorkriegsjahren hier einher ritten, um zu sehen und gesehen zu werden? Wenn wirklich sich noch Reste davon in die Gegenwart gerettet haben, am 1. Mai mußten sie den Prater den Volksmassen räumen, die in hellen Scharen herangezogen kamen. „Hier ist des Volkes wahrer Himmel!" Wieviel ist vom Riesenrad und Wurstelprater schon erzählt worden, selten aber mag das Gedränge so groß gewesen sein als im Zeichen des Maifestes, das noch dazu auf einen Sonntag fiel. Urwüchsige Lebensbejahung lacht einem hier entgegen. Ob wir uns daheim eigentlich so naiv freuen können? Ich denke noch an jenes Jahrmarkttreiben in einer Ostseestadt zurück, wo man sich ernst und gemessen als Publikum fühlte, dem etwas vorgetanzt, -gelacht, -gesungen werden mußte, das aber selber mit verhaltenem Ernst durch die Budenreihen ging.

Kurz nur waren die Stunden, die uns neben unseren beruflichen Pflichten übrig blieben, um durch das alte und neue Wien mit seiner herrlichen Umgebung zu wandern. Dann hieß es weiter nach Mädling mit seinem lieblichen Brühler-Tal, mit seinem Laxenburger Schloß und seinen Beethovenerinnerungen. Am sensationellsten ist freilich augenblicklich das Haus, in dem jener Ingenieur durch den Prozeß um sein versichertes, verlorengegangenes Bein weltberühmt geworden ist.

Wiener-Neustadt öffnete der Gilde seine eigenartig schöne neue Kirche mit mächtigem Glockenturm, der sich wirkungsvoll in das Stadtbild einfügt. Der Altarraum mit dem vielkritisierten Christusbild des Dresdner Malers Gußmann ist als der künstlerische und religiöse Schwerpunkt der ganzen Kirchenanlage gedacht. Davor fast mitten unter der auf ansteigenden Sitzreihen sich sammelnden Gemeinde steht die Kanzel, einem schlichten Rednerpulte gleich. Arkaden führen zu Schul- und Pfarrhaus hinüber. Da Wiener-Neustadt ein bequemer Ausgangspunkt für Semmeringausflüge ist, versäume man nicht, wenn irgend möglich, seiner evangelischen Kirche, als einem Zeugen modernen protestantischen Ausdruckswillens, einen Besuch abzustatten.

(Schluß folgt.)

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

Der Reichsschulgesetzentwurf beschäftigt jetzt, ehe die Arbeit der gesetzgebenden Körperschaften beginnt, die Gemüter aufs lebhafteste. Auch das Zentrum hat mit ihm Schwierigkeiten. Nachdem sich schon früher ein Weismantel, dessen Name doch einige Bedeutung hat, dagegen ausgesprochen, ist es heute hauptsächlich Josef Wirth, dessen Gegnerschaft dem Zentrum Schmerzen bereitet. Natürlich hat der in Dortmund abgehaltene Katholikentag mit aller Macht wieder ein Reichsschulgesetz gefordert, das den katholischen Ansprüchen genügt (was bei dem vorliegenden Entwurf durchaus nicht in vollem Umfange der Fall ist). Aber die Tatsache, daß Josef Wirth nach wie vor sein Wesen innerhalb der Zentrumspartei treiben kann, und daß ihm der Stuhl noch nicht vor die Türe gesetzt ist, beweist, daß das Zentrum der Schwierigkeiten noch nicht Herr zu werden vermag. Natürlich ist die Erregung über Josef Wirth groß, namentlich in den Kreisen, die den Bischöfen nahestehen. Man verübelt es Wirth begreiflicherweise, daß er die Erzeugnisse seines Geistes in jüdischen Blättern, wie im „Berliner Tageblatt", niederlegt. Die „Hildesheimer Zeitung" (200) winkt sogar sehr deutlich mit kirchlichen Strafen:

„In ihrem neuen Gesetzbuch hat die Kirche Normen gegeben, die auch bei der Mitarbeit in der Presse wohl zu beachten sind. So schärft der Codex (Canon 1386 § 2) auch den Laien ein, jenen Zeitungen und Zeitschriften, welche die katholische Religion oder die guten Sitten anzufechten pflegen, ihre schriftstellerische Mitarbeit zu versagen, es sei denn, daß triftige, vom Ortsbischof gebilligte Gründe das Schreiben in solchen Blättern als ratsam erscheinen lassen.

Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, welche Zeitungen unter diese Charakteristik des kirchlichen Gesetzbuches fallen.

Der Umstand aber, daß in letzter Zeit mehrfach Katholiken in derlei Organen ihre Publikationen machen, die über die Grenze der Politik hinaus oft noch in mehr oder minder naher Beziehung zur Religion stehen, möge daran erinnern, daß es auch im modernen Pressewesen eine moral-theologische und kirchenrechtliche Bindung gibt. Wird diese in Zukunft mehr beachtet, so werden sich Vorfälle, wie die in der letzten Zeit, nicht so leicht wiederholen."

Das Schauspiel, daß Josef Wirth in den Kirchenbann getan wird, wird uns trotzdem wohl kaum bevorstehen. Wie sagten doch Wirths Freunde auf demselben Dortmunder Katholikentag? Man möge nicht vergessen, daß Wirth im Reiche „die breiten Massen hinter sich habe".

Der belagerte Bischof. Der Kattowitzer Bischof Msgre. Dr. Arkadius Lisiecki besuchte kürzlich die Gemeinde Bielschowitz (Kr. Kattowitz), wo auch die deutschen Katholiken ihm eine Huldigung darbringen wollten. Das duldeten aber die Polen nicht, sie verhinderten den Aufmarsch der Deutschen gewaltsam und belagerten den Pfarrhof stundenlang. Die freundlichen Ermahnungen, die der Bischof an seine Volksgenossen richtete, blieben fruchtlos, und erst der Wojwode und die Polizei vermochten ihn aus seiner Belagerung zu befreien. Beim richtigen Polen hört eben vor dem Deutschenhaß alles auf, sogar der Respekt vor einem Bischof.

Konnersreuth. Ueber die Vorgänge in Konnersreuth hätte eigentlich in dieser Folge gehandelt werden sollen. Raummangel nötigt uns, den Aufsatz in unsere nächste Folge zu verschieben. Ueber die Angelegenheit, die uns seit etwa 1½ Jahren bekannt ist, hat sich in den letzten Monaten eine Hochflut von Zeitungsaufsätzen über Deutschland ergossen; bis zu den Bilderblättern hinaus mußte sozusagen jedes Blatt der Welt einiges Kluge oder Törichte mitteilen. Das ist keineswegs nur eine Erscheinung der Sauregurkenzeit, obwohl wir ja die gerade jetzt hinter uns haben. Es zeigt sich — weniger in der Erscheinung selbst als in der starken Erörterung hinüber und herüber — der Zug unserer Zeit zum Geheimnisvollen, Uebersinnlichen, Wunderbaren. Wie ganz anders nahm die Zeit unserer Väter die Erscheinungen der Luise Lateau auf! Daneben offenbarte sich wieder das Koalitionsbedürfnis politischer Parteien, das das Urteil trübt und fälscht, in einer Weise, die erheiternd wirken könnte, wenn die Sache eigentlich nicht doch zu ernst wäre. In nächster Folge wollen wir protestantischem Urteil über diese Sache Raum geben.

Die nationalen Sorgen des Bayerischen Kuriers. Der Bayerische Kurier (198) und anscheinend andere ultramontane Blätter empfinden plötzlich nationale Beklemmungen über die evangelische Arbeit der Brüder Fliedner in Spanien. „Die Arbeit der deutschen Protestanten in Spanien hat für uns Deutsche nicht nur ein Interesse religiöser Art, sondern sie hat, wie in den letzten Jahren aus brieflichen Nachrichten feststeht, auch politisch eine Bedeutung, die freilich durchaus negativ ist; denn in Spanien, das in seiner überwältigenden Mehrheit katholisch ist, werden dem Deutschtum durch diese Protestantisierungsversuche sehr viel Sympathien

entzogen." Was würde wohl der Bayerische Kurier sagen, wenn wir die Entdeckung machen würden, daß man in Schweden ernstlich böse wird auf die Deutschen (namentlich aus Bayern), die in dem durch und durch protestantischen Lande eine ernstgemeinte katholische Propaganda entfalten? Sie würden vielleicht entgegnen: die Schweden sind viel zu ruhig und objektiv denkende Leute, als daß sie eine solche verrückte Konsequenz ziehen würden? Nehmen wir also einstweilen von den Spaniern dasselbe an, und empfehlen wir dem Bayerischen Kurier, seine nationalen Besorgnisse bei geeigneteren Anlässen an den Tag zu legen.

Der Anteil der katholischen Kirche an der Zinsknechtschaft gegen das Ausland. Die „Berliner Börsenzeitung" (9. Juni 1927) schreibt: „Während die evangelische Kirche nur eine Auslandsanleihe aufgenommen hat, und zwar eine 7proz. 2,5 Millionen-Dollar-Anleihe für den Zentralausschuß für die Innere Mission (aufgelegt in Neuyork am 4. November 1926), hat die katholische Kirche neben drei größeren Sammelanleihen zahlreiche kleinere oder größere Hypothekaranleihen für Bistümer, Charitasverbände, Kirchengemeinden, Orden, Klöster usw. in Holland auflegen lassen, von denen bisher in Deutschland kaum etwas bekannt geworden ist. Der Diözesansteuerverband der katholischen Kirche in Bayern ließ am 15. Juni eine 7proz. Anleihe von 15 Millionen Gulden in Holland zu 99 v. H. und am 9. März 1926 eine 6½proz. Anleihe von 5 Millionen Dollar in Neuyork zu 93½ v. H. auflegen. „Für römisch-katholische kirchliche Wohlfahrtseinrichtungen in Deutschland" wurde am 29. Juni 1926 eine 7proz. Anleihe von 3 Millionen Dollar in Neuyork aufgelegt; davon wurde in Holland ein Teilbetrag von 400 000 Dollar am 5. Juli 1926 aufgelegt und von 200 000 Dollar fest untergebracht. An kleineren und größeren Hypothekaranleihen für einzelne kirchliche Stellen wurden nach einer holländischen Statistik 117 — wobei Anleihen, die in mehreren Abschnitten aufgelegt wurden, nur einmal gezählt sind — im Gesamtbetrage von 25 625 000 Gulden aufgelegt. Unter den größeren Anleihen sind zu erwähnen: Charitas-Verband Trier 1,2 Millionen Gulden, Parochie St. Dionysius in Essen-Borbeck 1 Million Gulden, Parochie St. Johannes in Hamborn 1 Million Gulden, Franziskaner-Brüder in Waldbreitach 960 000 Gulden, Höhere Handelsschule in München 850 000 Gulden, Jesuitenpaters in München 750 000 Gulden, kirchlicher Gemeindeverband Düsseldorf 750 000 Gulden. Einschließlich der Dollaranleihen hat die katholische Kirche bisher, in Mark umgerechnet, Auslandsanleihen im Betrage von 81,89 Millionen Mark aufgenommen. Bis zu ihrer Tilgung sind hierfür insgesamt 6,087 Millionen Mark Zinsen zu zahlen."

Wie wir jüngst in Erfahrung brachten, machen jüdische Agenten in Oesterreich mit fieberhaftem Eifer Stimmung für die Anleihe des katholischen Kirchensteuerverbandes in Bayern. Ist das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Hochkirchliche Bewegung. Im Zusammenhang mit einer Merke über das Verbot der hochkirchlichen Bewegung durch den Breslauer Bischof erinnert das „Neue Reich" (36) daran, daß zu den Gründern (?) der hochkirchlichen Vereinigung der damalige evangelische Pfarrer Dr. Johannes Albani gehört habe, der dann zur katholischen Kirche „zurückgekehrt" sei. Seine „Konversion" habe seinerzeit großes Aufsehen gemacht in Anbetracht verschiedener Umstände, nicht zuletzt auch wegen „seiner früheren intensiven Beteiligung an der Los von Rom-Bewegung" und „des Zusammenbruchs, den er dabei erlitten". Man tut Dr. Albani wirklich keinen Dienst, wenn man ihn aus der Stille des Bibliotheksamtes, in dem er jetzt untergekommen ist, immer wieder herauszieht. Die andere Seite wird dadurch zu Feststellungen genötigt, die man sonst lieber unterlassen möchte. Albani war zwar im Dienste der evangelischen Kirche in Oesterreich tätig, hatte aber nichts mit der Los von Rom-Bewegung zu tun. Er kam nach Kärnten als Vikar einer abgelegenen altevangelischen Bauerngemeinde, die ihn nach dem Tode seines Pfarrers (der sein Schwiegervater geworden war) zu dessen Nachfolger wählte. Er führte ärgerliche Prozesse mit führenden Gemeindegliedern und verließ sein Pfarramt, um wieder Vikar einer Gemeinde in Steiermark zu werden, in der er gleichfalls mit der Los von Rom-Bewegung nichts zu tun hatte. Auch dort wurde er zum Pfarrer gewählt, als die Gemeinde selbständig wurde. Wenn seine Freunde die Umstände, unter denen er auch diese Gemeinde und mit ihr Oesterreich verließ, einen „Zusammenbruch" nennen, so mag ja diese Bezeichnung nicht unrichtig gewählt sein. Nur, daß die Ursachen dieses „Zusammenbruchs" keineswegs auf irgendeinem Gebiete geistiger Kämpfe oder seelischen Lebens gelegen waren.

Oesterreich und Erbstaaten.

Während diese Nummer der „Wartburg" zur Setzerei wandert, findet in Graz das große allgemeine Gustav Adolf-Fest statt. Bietet es dem Evangelischen Oesterreich einmal die willkommene Gelegenheit, in einer Tagung allergrößten Stils zu zeigen, daß auch im „katholischen Oesterreich" der Protestantismus sich mit Ehren sehen lassen kann und darf, bietet er Gelegenheit zu dem, was uns Evangelischen viel weniger liegt als den anderen und was doch in unseren Tagen nicht umgangen werden kann, zu einer „machtvollen Kundgebung" — so gibt andererseits diese Tagung vielen Freunden, Mitgliedern und Mitarbeitern des Gustav Adolf-Vereins die Möglichkeit, ihr großes Jahresfest einmal in einem richtigen Diasporalande zu feiern und dadurch ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erweitern und zu vertiefen. Die Feststadt Graz ist die Hauptstadt eines Landes, in dem die evangelische Kirche unter dem Einfluß der Los von Rom-Bewegung in unerhörtem Aufschwung begriffen ist. Aber auch Nieder-Oesterreich, Kärnten und andere Länder Oesterreichs geben den Gästen auf der Zu- und Heimreise viel Schönes zu sehen.

Möge die Tagung dem Evangelischen Oesterreich viel inneren Segen bringen und die Beziehungen zwischen dem Reich und Oesterreich immer inniger gestalten helfen.

Amtsenthebung eines evangelischen Pfarrers. Aus dem polnisch gewordenen Anteil des ehemaligen Schlesien kommt eine Nachricht, die zunächst ganz unglaublich berührt: Der bekannte Generalsuperintendent Bursche in Warschau hat den Pfarrer Gabrys in Skotschau ohne vorherige Untersuchung vom Amt enthoben! Skotschau ist eine jener altevangelischen Gemeinden im österreichischen Schlesien gewesen, in denen angestammte Deutsche und angestammte Polen nebeneinander wohnten. In Skotschau bildeten die Deutschen eine starke Minderheit. Beide Teile lebten aber jederzeit friedlich zusammen. Die Polen dieser evangelischen Gemeinden bildeten den Grundstock der „Schlesischen Volkspartei", die im Interesse der wirtschaftlichen und kulturellen Förderung des Landes für ein freundschaftliches Hand-in-Handarbeiten mit den Deutschen war. Auch die polnischen Pfarrer dieser Gemeinden gehörten fast ausschließlich dieser Richtung an; auch Pfarrer Gabrys von Skotschau, der selbst Pole ist, und der somit genau dasselbe Programm der Völkerversöhnung vertritt, auf das Generalsuperintendent Bursche eingeschworen ist, wenn er sich auf internationalen Kongressen aufhält oder wenn er internationale Besuche hat. Zuhause aber hat dieser Bursche anscheinend noch ein zweites, ein Privatprogramm. Daß der deutsche Generalsuperintendent einen polnischen Pfarrer absetzt, weil ihm der Pole nicht deutschfeindlich genug ist — das wird wirklich noch nicht dagewesen sein. Die Gemeinde Skotschau steht ganz und gar auf der Seite ihres gemaßregelten Pfarrers. Als der mit der Verwaltung des Pfarramts beauftragte Nachbarpfarrer — ein Mann, dem seine eigene Gemeinde wegen schwerer Verletzung amtlicher Pflichten seit drei Jahren die Kirche meidet, und den Bursche trotzdem deckt und hält — Gottesdienst in Skotschau hielt, waren in der kirchentreuen Gemeinde nur ein paar Leute in der Kirche; die Gemeinde stand vor dem Gotteshause versammelt und sang: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Wir wissen nicht, ob die aus der zaristischen Zeit stammende Kirchenverfassung dem Generalsuperintendenten überhaupt solche beinahe päpstliche Rechte einräumt. Es gibt aber über dem geschriebenen Recht, namentlich wenn es auf veralteten politischen Voraussetzungen ruht, ein moralisches Recht. Bursche hat sich mit großer Klugheit gegenüber amerikanischen, schweizerischen und sonstigen ausländischen Besuchern in das Licht des auf hoher Warte stehenden, überparteilichen Kirchenmannes zu setzen gewußt; er wird sich nicht wundern dürfen, wenn dieser Ruf gründlich zerstört wird!

Die deutschen evangelischen Gemeinden in Galizien sind zu einem Teile in den vergangenen Wochen schwer durch Hochwasserschäden heimgesucht worden, so in und um Stryi, Bolechow, Landestreu, Brigidau usw. Damit reiht sich ein neuer schwerer Wasserschaden den zahlreichen anderen an, die in diesem Jahre schon über unsere evangelische Diaspora hereingebrochen sind: Im Riesengebirge, in Zöptau, in Kärnten usw. Möge die evangelische Bruderliebe diese heimgesuchten Volks- und Glaubensgenossen nicht vergessen!

Auch in diesen Gemeinden will man nicht nur Bestehendes erhalten, sondern vorwärtskommen. So wurde in Zakopane eine neue Predigtstelle errichtet und am 21. August der erste Gottesdienst gehalten; in Bandrow wurde die gänzlich erneuerte Kirche eingeweiht.

Auch in der Bukowina gab es evangelische Festtage. In Eisenau wurde am 14. August das Pfarrhaus eingeweiht. Es enthält — sehr nachahmenswert! — ein allerdings noch nicht fertig ausgebautes Dachzimmer, das inmitten der schönen Gebirgslandschaft ruhebedürftigen Pfarrern einen Erholungsaufenthalt bieten soll. In Freudenthal wurde am 26. Juni die neuerbaute evangelische Kirche eingeweiht.

Von der evangelischen Bewegung unter den Ruthenen. In Molodiatyn, wo bisher etwa 200 Personen von der griechisch-unierten zur evangelischen Kirche übergetreten sind, wurde eine evangelische Kirche am 19. August eingeweiht. An der Feier nahmen u. a. vier junge Ruthenen teil, die

sich dem Studium der evangelischen Theologie widmen. Am 21. August nahm die ebenfalls neugegründete Gemeinde in Podhaiczyki ein Bethaus in Gebrauch, das dadurch entstanden, daß ein nach Amerika auswandernder Dorfbewohner sein Haus zu diesem Zwecke überließ. In der Gemeinde, in der im März dieses Jahres die ersten evangelischen Regungen zu spüren waren, finden sich heute schon 150 Evangelische; am ersten Gottesdienst im neuen Hause nahmen etwa 600—700 Personen teil. Regelmäßige Gottesdienste werden jetzt außer den beiden genannten Orten abgehalten in Kolonna, Woskresince, Kamionka, Slobodka und Kornicz.

Die Romanisierung in der unierten Kirche Galiziens, die vom polnischen Staat betrieben und von Rom gefördert wird, hat einen Teil der unierten Priester der Diözese Przemysl und eine starke Gruppe angesehener Laien zu einer Klage gegen den Bischof Kozylowski getrieben. Die Klagesteller hoben — gewiß vom römischen Standpunkt mit vollem Recht — hervor, daß das Wirken des Bischofs der Union schädlich sei, und verlangten die Absetzung des Bischofs. Natürlich wurden sie in Rom abgewiesen; die Anklagen seien z. T. derart, daß sie „objektiv genommen, eher Verdienste des Bischofs als Beschuldigungen bedeuten". Sogar ungebührlicher Ton der Anklageschrift wird den Beschwerdeführern vorgeworfen. — In Rom ist man zwar sehr für die Union. Aber die unierten Ruthenen sind ja schon im Schafstalle Petri, auf sie braucht man keine Rücksicht mehr zu nehmen. Das duldet der ausgesprochene Polenkurs nicht, den man im Vatikan zu steuern liebt.

Zur Einführung der altslawischen Kirchensprache in Südslawien. Den unbedingten Verteidigern Roms auf deutschem Boden ist es seinerzeit sehr unangenehm gewesen, daß die „Wartburg" als erste auf die Einführung der altslawischen Kirchensprache in Südslawien sowie auf die drohende Ausdehnung dieser Maßregel auf die deutschen und madjarischen katholischen Kirchen des Banats und der Batschka aufmerksam machte. Die Richtigkeit der Meldung wurde bestritten, der Belgrader Erzbischof Roditsch stellte seine dem Abgeordneten Neuner gegenüber getane Aeußerung rundweg in Abrede (Neuner blieb dabei, die Worte des Erzbischofs richtig wiedergegeben zu haben; zur Sache 1. „Wartburg" 1926, 12. Folge, und 1927, 3. Folge). Jetzt finden wir eine Bestätigung in der uns erst heute bekannt gewordenen 21. Folge der „Ecclesiastica" vom 28. Mai 1927. Eine „besondere Seite" bezweifelt, daß eine starke Volksbewegung unter den Slawen für die altslawische Kirchensprache eintrete. Die altslawische Kirchensprache lockere das Band zwischen den slawischen und den nichtslawischen Katholiken; der ersteren werden dadurch einem Glaubenswechsel, d. h. der orthodoxen Kirche zugetrieben. Ueber die deutschen und madjarischen Katholiken in Neu-Südslawien schreibt diese „besondere Seite" der „Ecclesiastica":

„... Diese Deutschen und Ungaren hängen (1) an der lateinischen Liturgie, weil sie (heute Bürger des jugoslawischen Staates) darin ein starkes geistiges Band erblicken, das sie mit der katholischen Weltkirche von Peking bis Buenos Aires und von Kapstadt bis San Franzisko verbindet. In der letzten Zeit sind gewisse Aeußerungen gefallen, die Unruhe verursacht haben. Man hat Verdacht geschöpft, als ob die Absicht bestünde, auch in Serbisch-Banat die lateinische Kirchensprache durch die altslawische zu ersetzen. Dies wurde als ein Mittel zur Vereinheitlichung aller Katholiken Jugoslawiens hingestellt. Auch argwöhnte man — auf Grund derselben, etwas dunklen Aeußerungen —, daß man slawische Predigten zu hören bekommen würde. Die Folge davon ist, daß sich gleich eine gewisse protestantische Propaganda einstellte. Es gibt auf dem genannten Gebiet einige deutsch-lutherische und einige ungarisch-kalvinische Kirchengemeinden. (2) Die Pastoren von beiden haben sich an die erbitterten Katholiken gewendet und sie aufgefordert, in ihre Gemeinschaften einzutreten (3), wo man ihnen keine slawische Liturgie aufdrängen würde. Es sind bereits einige Abfälle vorgekommen. (4) Andere Katholiken sind noch nicht zum Protestantismus übergetreten, sie besuchen aber regelmäßig die protestantischen Predigten (5); wohl die Einleitung zum Uebertritt. Namentlich unter den Deutschen ist die Lage gefährlich, weil die serbische Regierung, die neuerdings eine Annäherung an Deutschland sucht, dem deutschen Protestantismus nicht ganz abgeneigt ist." (6)

Dazu bemerken wir: (1) Daß die deutschen Katholiken an der lateinischen Kirchensprache „hängen", wird wohl nur insoweit zutreffen, daß der Bauer überhaupt Neuerungen abgeneigt ist, sicher aber die altslawische Sprache in der Liturgie und — was daran hängt — die neuslawische Sprache in den Sakramentalien und in der Predigt — unter allen Umständen ablehnt. Weiter (2) sind es doch nicht gerade nur „einige" evangelische Gemeinden. Südslawien zählt zusammen 233 000 Protestanten, 173 000 Lutheraner und 60 000 Reformierte; die letzteren vielleicht zu einem Viertel Deutsche, zu drei Vierteln Madjaren; unter den ersteren etwa 23 000 Winden, 54 000 Slowaken, gegen 10 000 Madjaren und etwa 86 000 Deutsche. Im Banat allein, wenn das gemeint sein sollte mit den „einigen" Gemeinden, sind immer noch etwa 50 000 Protestanten, mehr wie doppelt soviel als Katholiken in Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Island zusammen. Aber daß (3) evangelische Geistliche die Katholiken zum Uebertritt bearbeitet haben sollen, das haben die Gewährsmänner der „besonderen Seite" erlogen. Erst mit vieler Mühe konnten wir in Erfahrung bringen, daß im August (die betr. Folge der „Ecclesiastica" erschien aber schon im Mai!) in einer deutschen Gemeinde des Werschetzer Kreises 15 der Tüchtigsten und Angesehensten zur evangelischen Kirche übergetreten sind. Erzbischof Roditsch entfernte sofort den katholischen Pfarrer und sandte einen Administrator, dem es gelang, das weitere Fortschreiten der Bewegung zu unterbinden. Die Uebergetretenen haben das evangelische Pfarramt, dem sie vorher gänzlich unbekannt waren, selbst aufgesucht. Daß (5) Katholiken, in den Städten wenigstens, oft und gerne den evangelischen Gottesdienst aufsuchen, ist etwas Altes. Sie schätzen die evangelische Kirche als die letzte Stätte, an der das deutsche Wort eine Heimstatt hat. Dabei kam es in der Vergangenheit höchst selten zu einem Uebertritt, auf den auch von eangelischer Seite nie ausgegangen wurde. Aber man scheint ja auf römischer Seite schon die ernstesten Befürchtungen zu hegen; ohne die Ausführungen jener „besonderen Stelle", so gefärbt und irreführend sie auch sein mögen, wären wir nicht auf die Ansätze einer Bewegung aufmerksam geworden, von der auch die berufensten Stellen der eigenen Kirche bis dahin noch nicht die geringste Kenntnis hatten.

Die altkatholischen Gemeinden in der Tschechei zählten im ersten Halbjahr 1927 insgesamt 352 Uebertritte und 134 Austritte. Sie verteilen sich auf die einzelnen Gemeinden wie folgt (die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Austritte: Mähr.-Schönberg 105 (3), Warnsdorf 60 (22), Friedland a. d. M. 53 (9), Morchenstern 28 (12), Gablonz 25 (18), Arnsdorf 24 (9), Dessendorf 21 (33), Schönlinde 18 (16), Brünn 10 (1), Prag 7 (5), Tetschen 1 (6).

Ausland.

Frankreich. Kardinal Billot hat auf seine sämtlichen Würden und Aemter Verzicht geleistet und sich in ein Kloster zurückgezogen. Das ist zwar nicht gerade, wie einzelne Zeitungen behaupteten, ein nie vorgekommener, immerhin aber ein sehr seltener Fall. Er bedeutet eine bei dem Ansehen und dem Charakter des Kardinals bedeutungsvolle Ablehnung der päpstlichen Politik, namentlich in Sachen der Action française. Billot scheint sich der Anschauung zuzuneigen, die in Frankreich auch sonst ihre Anhänger hat, daß die päpstliche Verurteilung der Action française, die den Katholizismus von der Verflechtung mit der konservativ-monarchischen Politik lösen wollte, ihn dafür in die Verschlingung mit der klerikal-republikanischen Partei Castelnau hineingezwungen hat, und daß diese Verurteilung ganz überflüssigerweise viele gute Katholiken schwer gekränkt hat. Da es sich um französische Katholiken handelt — nicht um deutsche, die von ihrem Papst auch einen Schlag ins Gesicht als Gnade hinnehmen —, so gefährdet der politisch falsche Schritt des Papstes unmittelbar den Katholizismus selbst. — Billot, der schon öfter, z. B. in der Zeit der Modernistenverfolgung, seine von der offiziellen abweichende Ansicht nicht verfehlt hat, gehört dem Jesuitenorden an.

Italien. Die Waldenserkirche hat in Palermo eine stattliche, künstlerisch befriedigende Kirche neu erbaut, in Pignerol, einem ihrer ältesten Sitze, das alte Toleranzbethaus, das, wie man behauptete, einer umgestürzten Kommode glich, innerlich und äußerlich zu einer würdigen Kirche ausgebaut.

Niederlande. Der Maler auf dem Index. Wie die „Köln. Zeitung" in einem längeren Aufsatz mitteilt, sind die Werke des flamischen Malers Albert Servaes für katholische Kirchen verboten worden. Nicht nur die schon bekannten, sondern auch die künftig zu schaffenden. Verboten durch Dekret der Indexkongregation — wie die „Köln. Zeitung" schreibt; gemeint ist wohl die Kongregation des Hl. Offiziums. Ueber Servaes urteilt der Jesuit Kreitmayr („Von Kunst und Künstlern" S. 103): „... Von einem viel aufdringlicherem Antinaturalismus, aber durch und durch typisch geartet, ist die Kunst des Niederländers Albert Servaes inspiriert, aber auch von einer so glühenden Mystik, daß sie als Gemeinschaftskunst wohl nicht in Frage kommt. Ich selbst muß freilich gestehen, daß mir solche Werke eine ungleich größere Fülle religiöser Anregungen vermitteln, das hunderte gefälliger religiöser Darstellungen. Aber solche Empfindungen sind rein persönliches Gut und scheiden bei der Beurteilung eines Werkes als kirchlicher Zweckkunst aus. Echt katholischen Geist wird ihm niemand absprechen, der sich vorurteilslos in seine religiöse Welt hineinlebt." Man wird ganz gewiß der Ansicht sein können, daß nicht alles und jedes, was eine Kunst gärender Uebergangszeiten schafft, in einer Kirche aufgestellt werden kann und darf, und wird trotzdem finden, daß es für die Kunst so

niederdrückend ist, wie für die Literatur, wenn ein paar Priester in Rom hier ein bindendes Verdikt zu sprechen in der Lage sind.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Ernst Michel.

In unserer Umschau haben wir die Auseinandersetzungen im katholischen Lager, die sich an Namen wie Weismantel, Kneip, Wittig, Neundörffer usw. und neuestens auch Michel geknüpft haben, öfter berührt. Eine eigentliche Besprechung sind wir aber dem jetzt von den Bischöfen von Fulda, Limburg und Mainz mit einer Verwarnung belegten Werke (Ernst Michel, Politik aus dem Glauben. Jena, Diederichs 1926, 248 S. 6,50 M., Lbd. 8,50 M.) noch schuldig. Nicht eine zusammenhängende Arbeit, sondern eine Reihe von Aufsätzen, die aber alle unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte stehen: der Katholizismus solle nicht die Welt und ihre Kultur zu beherrschen trachten (Konkordate usw.!), sondern die durch die Rechtfertigung aus dem Glauben frei und mündig gewordenen Gläubigen sollen ihre Glaubenskraft vermöge des allgemeinen Priestertums auf die eigengesetzlichen Gebiete des Weltlebens anwenden. Also eine ganz gründliche Absage an alles und jedes, was bisher als „katholische Politik" gegolten hat; eine Uebernahme von Gedanken, wie sie in dieser Bewußtheit etwa von den zielbewußtesten Mitarbeitern des Evangelisch-sozialen Kongresses ausgesprochen wurden. Das Buch, vor dem der Jesuit Friedrich Muckermann bald nach seinem Erscheinen (Germania, 29. Januar 1927) als vor gefährlichem „Neukatholizismus" gewarnt hat, und das nunmehr durch die bischöfliche Verurteilung sozusagen auf dem kleinen Index steht, gehört zu den Dokumenten der Zeit; niemand, der den Katholizismus der Gegenwart kennenlernen will, kommt, um genaue Bekanntschaft mit diesem Buche herum. Hr.

Zeitschriften.

Von der neuen Zeitschrift „Der christliche Erzähler", deren erstes Heft wir vor kurzem ankündigten, sind uns nun sechs Hefte zu Gesichte gekommen. Die günstigen Erwartungen, mit denen man das neue Unternehmen begrüßen konnte, wurden vollauf bestätigt. Erzähler von bestbekannten Namen stellen sich mit wirklich guten Beiträgen vor. Neben einer längeren Erzählung, die sich durch mehrere Nummern durchzieht (so z. B. von Helene Christaller), finden sich kleinere Erzählungen und Skizzen. Wir freuten uns besonders, den prächtigen Kärntner Gustav Renker unter den Mitarbeitern zu finden. Jede Nummer bringt außerdem ein Gedicht und eine künstlerisch wertvolle Bildbeilage. Der außerordentlich billige Preis ist dazu angetan, der Zeitschrift die Wege in die breiten Schichten zu bahnen. (Gütersloh, Bertelsmann. Alle 14 Tage ein Heft von 32 S. Gr.-8° mit einem Bild. 30 Pf.) — Das siebente Heft der Zeitschrift „Der Säemann", unter dem besonderen Titel „Der Heimweg", will für die sehr empfehlenswerten Bestrebungen der „Gemeinschaft vom deutschen Leben" wirken und wird allen, die der Sache Aufmerksamkeit zuwenden wollen, vom Verlag Hermann A. Wiechmann (München, Nibelungenstraße 48) unberechnet zugesandt. — „Schrift und Bekenntnis", Theologisches Zeitblatt, nennt sich die Zeitschrift, die die Synode der Evangelisch-Lutherischen Freikirche in Sachsen herausgibt. Das uns vorliegende Heft 4/5 des 8. Jahrgangs enthält Beiträge zur Begrüßung des führenden Theologen dieser Kirche D. Stallmann zu seinem 80. Geburtstage. (Zwickau i. S., Schriftenverein. Erscheint zweimonatlich. Preis halbjährlich 2 M.)

Eine neue Bibelübersetzung.

Das Neue Testament, übersetzt von Dr. Hermann Menge, ist schon seit Jahren vielfach im Gebrauch. Von demselben greisen Sprachgelehrten, der ein dem Studium der Bibel geweihtes Menschenleben hinter sich hat, besitzen wir nunmehr aber auch eine Uebersetzung der ganzen Bibel, die in kurzer Frist schon drei Auflagen erlebt hat: Die heilige Schrift, übersetzt von Dr. Hermann Menge. (Stuttgart, Kriv. Württ. Bibelanstalt [1927]. 1115 + 360 + 90 S. Verschiedene Ausgaben: von 7,50 M. [Hlw. 17,50 M.]) Wir haben eine große Anzahl von Stellen nachgeschlagen, bei denen jeder Kundige aus Studium und Praxis weiß, wie schwer hier eine richtige Uebersetzung zu finden ist, und uns stets aufs neue darüber gefreut, wie Menge sich mit der Schwierigkeit abfindet, so z. B. im Hiob, bei Jesaja, im Römerbrief; oder wie er, z. B. in den Psalmen, Klarheit und Sinnrichtigkeit mit dichterischer Schönheit zu vereinigen weiß. Pfarrer und Religionslehrer, Schüler höherer Lehranstalten und Bibelforscher aus der Gemeinde sollten diese Uebersetzung fleißig studieren; für Bibelstunden, für Kindergottesdienstthelfer wissen wir nichts Besseres. Für diese Zwecke steht auch eine Studienausgabe auf schreibfähigem Papier mit breitem Rand (drei Ausgaben von 10—15 M.) zur Verfügung. Hr.

Die Stelle eines Personalvikars
der Pfarrgemeinde **Gnesau in Kärnten,** Bahnstation Feldkirchen, gelangt sofort zur Besetzung. Anfragen und Bewerbungen sind an das **Presbyterium der evangel. Pfarrgemeinde Gnesau** erbeten.

Mit Rücksicht auf die Zunahme der Mischehen verdient größte Beachtung das bei uns erschienene Werk:

Die Mischehe

Praktisches Handbuch für evangelische Mischehenarbeit,
herausgegeben von **Fritz von der Heydt.**
Gr. 8°. VIII und 348 Seiten. In Ganzleinen geb. M. 8,75.

In der „Monatsschrift für Pastoraltheologie", 23. Jhrg., Heft 7/8, heißt es über dieses Buch: „Es gibt kein besseres Werk, welches so allseitig über den Stand der Dinge orientiert und zugleich so Anleitung für die praktische Arbeit gibt, wie dieses Buch von der Heydt's. Wer mit der Mischehenpflege sich befaßt, muß die katholischen kirchenrechtlichen Bestimmungen kennen, besonders die des codex juris canonici vom Jahre 1917, durch welche gegenüber der früheren milden Praxis in Deutschland eine erhebliche Verschärfung eingetreten ist, ferner auch die katholische Praxis, wie sie auf Grund des Mischehenrechts geübt wird. Er muß aber ebenso auch das geltende Staatsrecht, die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Reichsverfassung, soweit sie hierher gehören, und das Reichsgesetz über religiöse Kindererziehung von 1921 kennen, um eventuell Uebergriffen entgegentreten zu können. Ferner ist Kenntnis der kirchengesetzlichen Bestimmungen der eigenen Landeskirche nötig, um das rechte kirchliche Verhalten bei Trauungen usw. zu wahren. Pfarrer von der Heydt hat alles zusammengestellt, in extenso abgedruckt und kommentiert, so daß man sich leicht orientieren kann. Schon das macht das Buch für die Praxis unentbehrlich; dann aber auch die Winke und Hilfen für die praktische Arbeit, die es in reicher Fülle enthält."

Verlag des Evangelischen Bundes
Berlin W 10, Friedr.-Wilh.-Str. 2a.

Im
Säemann-Verlag (H. Rohde), Berlin W 10
Postscheckkonto Berlin Nr. 46692.
erschien neu die volkstümlich und verständlich geschriebene Erzählung:

Der Jesuit
Durchlittenes und Durchkämpftes aus dem Leben des Karl-Maria von Feldberg
Von
F. G. Freiherr von Rechenberg
8°. 156 Seiten. M. 2.—

Der Roman, der sich auf fleißigem Studium der einschlägigen theologischen Literatur beider Konfessionen aufbaut, zeichnet das ergreifende Bild der Entwicklung eines Jesuitenzöglings, der, aus gemischter Ehe stammend, das fromme Erbteil seiner evangelischen Mutter im Stillen bewahrt hat, so daß ihm Zweifel um Zweifel an der jesuitischen Moral kommen, bis er endlich die Flucht ergreift, von seiner Familie als Toter betrachtet wird, dafür aber ein neues Glück findet. Die Stärke des Buches liegt in der ruhigen, objektiven Auseinandersetzung mit den wesentlichsten katholischen Irrlehren und in der sachlichen Schilderung der katholisch-jesuitischen Erziehungsmethode.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Saemann-Verlag (H. Rohde) in Berlin W 10. Postscheckkonto Berlin 46 692). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.